

TEIL 1/2

„Das Narrativ zurückerobern!“

Ein Gespräch über den Halle-Prozess, die Bedeutung der Nebenklage und solidarische Unterstützungsstrukturen.

Mit Christina Feist, Miriam Burzlaff, Naemi Eifler und David Kowalski.

Der Prozess in Magdeburg gegen den Attentäter von Halle war ein großer Erfolg. Nicht aufgrund des Urteils, das im Hinblick auf die Höchststrafe erwartbar und in anderen Aspekten enttäuschend war. Ein Erfolg war der Prozess aufgrund der selbstbewussten und sehr politisch ausgefüllten Rolle der Nebenkläger*innen. Sie waren es, die die öffentliche Wahrnehmung des Prozesses geprägt, wichtige Erkenntnisse zu Tage gefördert und immer wieder auf die gesamtgesellschaftliche Bedeutung hingewiesen haben. Ihnen gilt unser größter Respekt.

Weniger sichtbar, aber dennoch überaus bedeutend, waren die vielfältigen Solidaritäts- und Unterstützungsstrukturen, die sich während des Prozesses herausgebildet haben. Organisationen und Einzelpersonen begleiteten die Nebenkläger*innen in unterschiedlichen Bereichen – im Gerichtssaal selbst, auf dem Vorplatz oder auch über solidarische Blogs. Auch in diesem Bereich wurden wichtige Erkenntnisse und Erfahrungen gesammelt, von denen andere Solidaritätsstrukturen profitieren können, und die es weiterzugeben gilt.

David Kowalski: Zu Beginn unseres Gesprächs soll es um die Rolle der Nebenkläger*innen, also um Dich, Christina, gehen. Mich würde da vor allem interessieren, welche Bedeutung die Tätigkeit der Nebenklage für die Aufarbeitung des Anschlags für dich hatte und wie es überhaupt dazu kam, dass Du Dich zur Nebenklage entschieden hast.

Christina Feist: Eigentlich war das ja gar nicht so geplant. Ursprünglich wollte ich nur für den Prozessanfang und das Ende sowie für meine Zeuginnenaussagen nach Magdeburg fahren. Der Prozessauftritt im Juli war sehr bewegend für mich und hat mich emotional komplett durchgerüttelt. Als es dann auf meine Zeugenaussage Anfang September zulief, wusste ich, dass ich mich vorbereiten und meine Aussage zumindest vorab strukturieren musste. Aber ich konnte mich selbst nicht dazu bringen, es ging einfach nicht. Mein Körper und mein Gehirn haben gestreikt. Am Abend vor meiner Zeuginnenaussage musste ich mich dann dazu zwingen, es war ein enormer Kraftakt. Ich ging joggen, um meinen Emotionen Luft zu machen, drehte dann mein Handy ab, sperrte mich im Hotelzimmer ein. Nach dem Duschen saß ich eine halbe Stunde heulend auf dem Boden, weil es einfach zu viel für mich war. Am Tag davor hatte ich ja Aussagen von anderen Nebenkläger*innen aus der Synagoge gehört. Das war enorm berührend. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sich so viele trauen, so emotional zu werden, tief in das Trauma rein zu gehen, offen darüber zu sprechen und sich

diesen Raum zu nehmen. Davon war ich zutiefst beeindruckt. Abends im Hotel kam dann der Moment, wo ich festgestellt hab', ok, entweder du schreibst jetzt oder gar nicht mehr. Und dann habe ich mich tatsächlich quasi komplett nass und noch halb heulend an den Tisch gesetzt und das, was da eh schon in Form von Tränen aus mir herauskam, versucht zu verbalisieren und in Worte zu fassen – ich glaub ich war erst um Mitternacht fertig.

Ich habe in der Zeuginnaussage alles gesagt, was ich sagen wollte, alles gesagt, was ich sagen musste, aus meiner eigenen moralischen Verpflichtung heraus. Das war mir unglaublich wichtig und gleichzeitig hatte ich auch wahnsinnige Angst. Du sitzt da und legst dein absolut Innerstes, dein Persönlichstes offen. Das ist sowieso immer in irgendeiner Form gefährlich, aber in so einem Gerichtssaal, in aller Öffentlichkeit und auch noch vor dem Täter, ist es ganz besonders riskant. Ich war super nervös, das war fürchterlich, habe dann aber recht schnell gemerkt, wie wichtig es für mich ist, da zu sitzen und dieses Narrativ zurückzuerobern. Nicht der Täter, nicht irgendwelche Anwält*innen sondern ich erzähle jetzt meine Geschichte und nehme mir den Raum. Die Richterin hat das zugelassen, wir durften quasi frei reden, wofür ich immer noch sehr dankbar bin. Meine Anwältin hat sich dann während meiner Aussage zu mir gedreht und mir so signalisiert, dass sie mir zuhört. Das war ganz wichtig für mich, dass ich gehört werde, und wohl der Moment, an dem ich gemerkt habe, wie sehr mich das empowert und mir hilft, mich aus der Hilflosigkeit raus zu befreien. Ab dann war klar, dass der Prozess für die nächsten Monate zu meinem Lebensinhalt wird und ich eine aktive Rolle als Nebenklägerin einnehmen möchte. Und tatsächlich hat mir das dabei geholfen, mich ein wenig aus der passiven Rolle des Anschlags herauszukämpfen, aus dem Gefühl, da wird mir etwas angetan und ich kann mich nicht wehren. Meine politisierte Arbeit beim Prozess war da ganz entscheidend.

Kowalski: Vielen Dank, dass du diese sehr emotionalen Momente mit uns teilst. Du hast von einer moralischen Verantwortung gesprochen. Kannst Du sagen, was Du damit meinst? Erst einmal denke ich mir nämlich: die Verantwortung liegt doch eigentlich gerade nicht bei Dir und den anderen Überlebenden des Anschlags, sondern bei allen anderen, bei uns und der Gesamtgesellschaft.

Feist: Ich habe etwas erlebt, was falsch war, ganz, ganz falsch auf vielen verschiedenen Ebenen und ich kann darüber sprechen, also mache ich das. Aber es stimmt, die eigentliche Verantwortung liegt bei der Gesellschaft – aber die machen das halt nicht, ist das erste, was mir dazu einfällt. In meiner ersten Rede auf der Solidaritätskundgebung habe ich gesagt: Wer, wenn nicht wir und wann, wenn nicht jetzt?! Das ist zwar ein recht plattes Zitat, aber ich denke mir: ich habe das Attentat hautnah miterlebt und kann davon berichten. Und sofern ich das emotional schaffe, sehe ich mich schon in der Verantwortung, so lange darüber zu sprechen und so lange anstrengend und nervig zu sein, bis es auch bei der letzten Person angekommen ist. Der Zivilgesellschaft und Politik traue ich einerseits nicht zu, diese Aufgabe zu übernehmen. Andererseits können sie das auch gar nicht, weil sie es selbst nicht erlebt haben.

Kowalski: Du hattest auch erwähnt, wie wichtig es war, sich diesen Raum zu nehmen und gehört zu werden. Als ich den Prozess in Magdeburg besucht habe, um Eure Abschlussplädoyers zu sehen, fand ich die Reaktion im Saal beeindruckend. Klatschen war verboten. Deshalb sind nach den Plädoyers die Leute als Geste der Solidarität aufgestanden. Am Ende standen fast alle im Zuschauer*innenraum und haben schweigend signalisiert, dass sie Euch gehört haben. Es war

eine stille, aber dennoch sehr kraftvolle Gäste der Solidarität, die mich bewegt hat. Beeindruckend waren auch die Kundgebungen vor dem Gerichtsgebäude, die an jedem Prozesstag stattfanden, die Prozessbegleitung in kritischen Blogs und natürlich auch und nicht zuletzt, Naemi und Miri, Eure Begleitung. Ihr habt Euch an jedem Prozesstag um die Verpflegung gekümmert. Wie kam es dazu?

Miriam Burzlaff & Naemi Eifler: Der Prozessauftritt hat uns total berührt und ist uns super nah gegangen. Dann haben wir überlegt, ok, was könnte eine sinnvolle Art der Unterstützung sein. Eine Freundin hat im Gespräch mit uns verschiedene Dinge problematisiert, die schief liefen, unter anderem eben, dass es im Gericht überhaupt keine Versorgung mit Essen und Getränken gab. Anfangs noch nicht einmal eine Kaffeemaschine. Auf Zetteln konnte man irgendwann Bestellungen für ein Catering abgeben und hatte die Auswahl zwischen verschiedenen Schweinefleischmenüs.

Uns war dann klar: Das geht gar nicht! Wenn man schon mal irgendwas mit Menschen zu tun hatte, die aufgeregt sind, traumatische Erfahrungen mit Triggermomenten durchmachen, dann weiß man, wie wichtig unter anderem die Verpflegung ist. Wie wichtig es ist, dass alle wissen, dass sie umsorgt werden. Dann ist so eine gewöhnliche Tasse Kaffee halt nicht nur Kaffee. Sondern eine Tasse, an der man sich festhalten kann. Und das gemeinsame Kaffeetrinken oder Essen ist eine gute Möglichkeit, um miteinander ins Gespräch zu kommen, um zu reden. Und daher haben wir uns gedacht, dass wir das mit der fehlenden Verpflegung ändern müssen. An erster Stelle stand allerdings für uns, dass wir uns nicht irgendetwas ausdenken, sondern uns an den Bedürfnissen und Wünschen der Nebenklagenden orientieren. Nach Rücksprache wurde dann klar, dass es als hilfreich gesehen würde, wenn wir uns um Verpflegung kümmern. So fing das an. Dann waren wir halt da, und es war natürlich viel mehr als nur Verpflegung.

Kowalski: Über die größere Bedeutung Eurer Tätigkeit will ich gleich mit Euch sprechen. Könntet Ihr zunächst noch etwas ausführen, wie wir uns das vorstellen können. Habt Ihr dann immer gekocht, war es koscher? Wart Ihr bei jedem Prozesstag dabei?

Burzlaff: Kochen ging leider wegen der Pandemie nicht, außerdem hätten wir vor Ort keine Kochutensilien oder Küche gehabt. Es ging eher um Brötchen und Snacks. Wir haben über die Mobile Opferberatung (MOB) abgefragt, was die Leute gerne essen und trinken würden und versucht, das bereitzustellen. Uns war wichtig, die Wünsche der Nebenkläger*innen zu berücksichtigen. Außerdem haben wir auch immer koschere Snacks dazugestellt. Denn natürlich sollte das Essen für alle sein. Auch für die, die vielleicht spontan oder als Begleitung kommen.

Kowalski: Es ist zwar wenig überraschend, aber dennoch erschütternd, dass ein deutsches Gericht bei einem solchen Prozess nicht im Stande ist, in irgendeiner Form gesondert auf die jüdischen und muslimischen Nebenkläger*innen einzugehen. Schweinefleischgerichte anzubieten zeugt davon, dass es keinerlei Bewusstsein dafür gab, worum es bei diesem Prozess ging.

Eifler: Es war für uns schon ein großer Aufwand, überhaupt eine Kaffeemaschine zur Verfügung gestellt zu bekommen. Organisiert wurde die bereits bevor Miri und ich zum Prozess kamen, aber wir mussten dann jeden Prozesstag neu mit den Mitarbeiter*innen des Gerichts diskutieren, ehe wir die Kaffeemaschine ausgehändigt bekamen. Das zog sich bis zum Ende hin, und wir hatten immer wieder dieselben absurden Diskussionen. Ich merke, wie ich symbolisch beim Kaffee bleibe, obwohl ich genau weiß, dass es eigentlich nicht um den Kaffee geht, sondern um diese

Haltung, um diese Stimmung im Gericht, die wir versucht haben, zumindest ein Stück weit zu verändern und den Raum selbst zu gestalten.

Feist: Vielleicht darf ich da kurz einhaken. Ich kannte Euch ja am Anfang noch gar nicht und habe von alledem mit der Kaffeemaschine und den Schweinefleischmenüs nichts mitbekommen. Ich kann mich nur noch erinnern, dass lange unklar war, wie das mit der koscheren Verpflegung in Magdeburg funktionieren soll. Offensichtlich wurden wir von diesen Problemen komplett abgeschirmt, wofür ich Euch enorm dankbar bin. Mir hat das auch ein Stückchen Normalität zurückgegeben. Also ich habe einerseits in der Zeit so viel Schokolade gegessen, wie wohl noch nie in meinem Leben, andererseits hab ich immer die Snacks gehabt, die ich brauchte. Gerade zu Beginn des Prozesses hatte ich immer wieder psychosomatische Gastritis, weswegen ich eh schon kaum etwas essen konnte und auch keinen Appetit hatte. Dann hat mich die MOB gefragt, was ich für Essensbedürfnisse habe, woraufhin ich meinte, dass ich eigentlich im Moment eh nichts außer Reiswaffeln, Naturjoghurt und Äpfeln in mich hineinbekomme. Ich kam dann zum nächsten Prozesstag, und jemand kam direkt auf mich zu und sagte: „Christina, mach' dir keine Sorgen, wir haben Reiswaffeln, Naturjoghurt und Äpfel für dich.“ Das ging dann über Wochen so, und ich weiß, dass ich mir damals schon gedacht habe, wie gut das funktioniert und wie viel Stress mir dadurch genommen wurde. Und gleichzeitig war damit auch klar, ok, wir werden wirklich gehört und sehr ernst genommen. Das war enorm wichtig.

Gleichzeitig erinnere ich mich an die vielen Gespräche mit Euch im Aufenthaltsraum. Was Ihr zwei da geleistet habt, war ja nicht nur Essen. Es gab für mich zumindest zwei Momente im Laufe dieses Prozesses, wo ich tatsächlich an meine Grenzen gekommen bin oder eigentlich sogar weit über meine Grenzen hinaus geschubst wurde und nicht mehr konnte. Das waren jeweils Momente, in denen ich nicht wusste, ob ich noch weitermachen kann. In beiden Momenten haben mich Miri und Naemi aufgefangen. Zwei Personen, die, aus meiner damaligen Sicht, überhaupt nicht dafür zuständig, sondern eigentlich „nur“ verantwortlich für das Essen waren. Aber die beiden haben das mit einer Selbstverständlichkeit gemacht und vor allem auch mit einer großen Menschlichkeit. Ich kann mich erinnern, Miri, als ich aus dem Gerichtsgebäude gerannt bin und dann um die Ecke heulend am Boden saß und einfach nicht mehr konnte. Du hast mich dann quasi Huckepack genommen, so hat es sich zumindest angefühlt. Ihr beiden habt mich im wahrsten Sinne vom Boden aufgekratzt. Dafür ich bin Euch unglaublich dankbar.

Eifler: Das ist total schön zu hören. Denn natürlich war unsere Tätigkeit auch mit Unsicherheiten verbunden. Ich kannte am Anfang kaum jemanden, wollte mich nicht aufdrängen, aber trotzdem z. B. für Gespräche offen zeigen. Das hat einige Zeit gedauert. Wir hatten keinen konkreten Plan im Kopf, sondern vieles hat sich im Prozess ergeben und lief über aufmerksames Zuhören und Hingucken.

Kowalski: Offensichtlich habt Ihr erfolgreich dazu beigetragen, diesen Raum im Sinne der Betroffenen sinnvoll mitzugestalten, sei es auch nur im Hintergrund. Wobei gerade die Arbeit im Hintergrund meiner Meinung nach enorm wichtig ist. Denn wenn es keinen Rückzugsort gibt, gibt es auch keinen Austausch, keine Netzwerkbildung. Und es wird schwerer, sich gegenseitig aufzufangen. Insofern ist die Verpflegung eine ganz zentrale und wichtige Care-Arbeit. Wie so oft bei Care-Arbeit stellt sich auch in diesem Fall die Frage nach der Entlohnung. Ihr habt Eure Arbeit ja ehrenamtlich gemacht, dennoch sind sicherlich sehr große Kosten entstanden, zum Beispiel für das Essen, die Fahrten oder Hotelübernachtungen. Wie seid Ihr damit umgegangen?

Burzlauff: Am Anfang wussten wir selbst nicht genau, wie wir das finanzieren sollen. Dann hatte Naemi Geburtstag und hat einen Soli-Aufruf gemacht: Finanzielle Unterstützung statt Geschenke! Da haben sich richtig viele Leute dran beteiligt, was sehr schön war. Dann waren wir beispielsweise in koscheren Supermärkten einkaufen, und als die Besitzer*innen mitbekommen haben, wofür wir einkaufen, haben sie uns netterweise Prozente gegeben. Eine Freundin hat uns wiederum ihr Auto geliehen. Es war wirklich rührend, wie sich die Leute in ganz unterschiedlicher Weise eingebracht haben.

Eifler: Am Anfang kamen mehrere von den Anwält*innen oder andere Leute, die beim Prozess eine Aufgabe hatten, und wollten spenden. Doch das wollten wir nicht. Uns war klar, dass die Leute, die ohnehin schon so viel an Emotionen und Arbeit in den Prozess investieren, sich nicht noch darum kümmern sollten, wie der Kaffee bezahlt wird. Zum Glück gab es aber immer eine Lösung, was auch den guten Absprachen mit den anderen Unterstützungsstrukturen wie der MOB oder OFEK e. V. zu verdanken war.

© David Kowalski/ELES, Oktober 2021